

Das war meine Jugend



Helmut Schramm

Juli 2012

Das war meine Jugend!

Beginn einer siebenjährigen Verbannung.

Am 3. Oktober 1945 wurde ich durch lautes Pochen an unsere Haustür aus dem Schlaf gerissen. Früh 4 Uhr! Wer sollte das sein? Ich stand auf um nachzusehen, wer da solchen Lärm macht. Als ich die Haustür öffnete, stand ein Polizist vor mir. Nach 1945 haben sich die alten Kommunisten als Polizisten betätigt, ohne Uniform. Nur mit einer roten Armbinde versehen, wollten sie so für Ordnung sorgen. In Wahrheit waren sie nur Lakaien der sowjetischen Kommandantur. Sie waren es hauptsächlich, die kleine Parteigenossen, Funktionäre und Gesinnungsgenossen der NSDAP an die Sowjets auslieferten. Und so ein Scherge stand nun früh 4 Uhr vor mir und sagte: „Zieh dich sofort an und komm mit nach Löbau zur Kommandantur, Ich muß dich hinbringen. Die wollen nur etwas fragen.“ Ahnungslos wie ich war, folgte ich der Aufforderung und ging mit. Wir sind danach mit dem ersten Bus nach Löbau gefahren, liefen zur Kommandantur und dort übergab er mich einen sowjetischen Posten. Ich wußte gar nicht was mir geschah. Als der mich in Empfang nahm, schlugen schon mehrere auf mich ein. Die Kommandantur war im Gerichtsgebäude mit anschließenden Zellentrakt. Nachdem sie mich total zusammengeschlagen hatten, führten sie mich ab in eine der Zellen. Bis dahin hatte ich noch nie ein Gefängnis von innen gesehen: Hier und die nächsten Jahre sollte ich es kennenlernen. Nachdem sie mich in die Zelle geworfen hatten, erkannte ich einige von meinen ehemaligen Kameraden. Sie waren schon mehrere Tage hier. Grund unserer Verhaftung: „Werwolf“. Das Wort „Werwolf“ war für die Sowjets schlimmer als SS. Entsprechend wurden wir behandelt. Jede Nacht Verhöre, mit Schlägen und Folter. Wir sollten zugeben Brücken gesprengt zu haben, Sowjetische Soldaten erschossen zu haben und vieles mehr. Immer wenn wir die Fragen mit „Nein“ beantworteten, gab es Schläge. Meist solange, bis wir bewußtlos waren. Dann wurden wir in die Zelle zurück geschleift und der nächste kam an die Reihe. Das ging so drei Wochen lang. Im Hof hatten die Sowjets einen Zehnplattenspieler aufgebaut, der spielte jede Nacht immer dasselbe in voller Lautstärke, damit man draußen in der Stadt nicht die Schreie von uns hört. In unserer Zelle mußten wir mit anhören, wie in der Nebenzelle zwei Weißrussen, die bei deutschen Bauern gearbeitet haben, regelrecht totgeschlagen wurden. Wir waren ja mehr oder weniger Freiwild für sie. Dasselbe konnte uns auch passieren. Was zählt bei denen schon ein Menschenleben, gar nichts. Nach drei Wochen wurden wir alle kahl geschoren und mußten unter strengster Bewachung nach Bautzen laufen. Als wir bei

Hochkirch vorbei waren, arbeiteten rechts auf einem Feld einige Bauern, plötzlich gingen zwei Posten zu den Bauern und nahmen zwei mit, die mußten sich bei uns mit einreihen und marschierten mit uns nach Bautzen ins Justizgefängnis. Hier wurden alle noch einmal namentlich aufgerufen und ab ging es ins berüchtigte gelbe Elend!

Das "Gelbe Elend" in Bautzen!

In den großen ehemaligen Arbeitssälen waren 250 - 300 Inhaftierte eingepfercht. Auf zweistöckigen Pritschen, ohne Strohsack oder Laken, nur mit dem was wir an hatten, konnten wir uns zudecken. Einen kleinen Vorteil hatten die auf den Sälen, die konnten sich mit mehreren unterhalten und auch mehr umherlaufen. Ganz im Gegensatz zu den Gefangenen, die zu viert und auch zu fünft in einer Einzelzelle hockten. Auf die Pritsche legen war verboten, immer nur einer konnte 3 Schritte hin und her laufen. Das Fenster war mit Brettern verschlagen, dadurch war es den Gefangenen überhaupt nicht möglich einmal die Sonne zu sehen. Kontakte zu anderen Personen oder gar zur Außenwelt waren ebenfalls nicht möglich. Nachts wurden wir herausgetrieben und mußten eine Stunde im Hof im Kreis herumlaufen, die Hände auf dem Rücken, kein Wort reden. Nachts deshalb, damit die nördlich stehenden Privathäuser keinen Einblick in den Innenhof der Gefangenen werfen können. Dann wäre eventuell bekannt geworden, wie viele sich in den gelben Mauern befinden. Nach dem nächtlichen Rundgang mußten wir alle in die Zellen zurück. Danach kam das obligatorische Zählen. Alle Zelleninsassen mußten sich vor der Zelle aufstellen! Kein Wort mit den Nachbarzellen durfte gesprochen werden. Dann begann das endlose Warten. Warten, bis der Diensthabende Offizier durchkam und alle gezählt hat. Das dauerte oft Stunden, entweder konnte er nicht richtig zählen, oder er hatte sich verzählt. Wenn das der Fall war, ging das ganze Theater wieder von vorn los. Für uns war das alles sehr anstrengend, wir waren ja so schwach, konnten das stundenlange Stehen kaum ertragen. Es nutzte aber nichts, wir mußten stehen bleiben. Ein Beispiel will ich anführen wie abgeschottet alles war. Ich wohnte 15 Kilometer von Bautzen weg, in Oppach. Niemand zu Hause hat gewußt, wo ich mich befinde. Erst zwei Jahre später, 1947 erhielten meine Eltern das erste Lebenszeichen von mir. Aus Sibirien! Bis dahin galt ich als verschollen. Ich war 16 Jahre.!

Von den Wachtürmen, die rings um das Gelbe Elend standen, wurden wir mit Scheinwerfern angestrahlt und mit Maschinengewehren im Anschlag bewacht. Vor der 4 Meter hohen Mauer, die das gesamte Areal umzog, war im Innenhof noch ein breiter Schutzstreifen gezogen, der mit einem elektrisch geladenen Zaun gesichert war. Für die Gefangenen, die in einer Zelle sitzen mußten, war es seelisch eine hohe Belastung. Es gab kein

Buch, kein Spiel oder sonstige Abwechslung. Nur das Warten, warten bis sich die Zellentür wieder einmal öffnet und die nächste Essenausgabe fällig war. Wenn dann die Tür geöffnet wurde, mußten sich alle Insassen mit dem Gesicht zur Wand stellen und die Hände hoch über den Kopf halten. Dabei geschah es oft, das der eine oder der andere bei dem plötzlichen Aufstehen umfiel. Vor Schwäche wurde uns schwarz vor Augen, dann war das Bewußtsein weg. So ging das Tage-Wochen-Monatelang.

Laut Informationsdienst der SPD über die Straflager in der damaligen Sowjetzone sind im Gelben Elend in Bautzen bis 1950 ca. 30.000 Durchgänge zu verzeichnen. Die durchschnittliche Belegung betrug 7000 Männer, Frauen und Jugendliche.

In Bautzen starben 1946 - 47 täglich 30 - 40 Häftlinge. Allein in den Innenbaracken der Strafvollzugsanstalt, die mit mehr als 400 schwerkranken Tuberkulösen überbelegt waren, starben z. B. an einem Tag 14 vorwiegend Jugendliche an Tuberkulose erkrankte. Die unmenschlichen Zustände gerade der ersten Jahre von 1945 - 1948 brachten, wenn sie nicht schon in dieser Zeit den Tod verursachten, Krankheitszustände, die oft erst später zum Tod oder chronischen Siechtum führten. Nach Angaben zurückgekehrter Häftlinge sind bis 1950 30.000 bis 40.000 Menschen verschleppt worden.

Zur Verpflegung in Bautzen paßt das ganze kommunistische System. Grausam und nicht Menschenwürdig. Das Brot war naß und glitschig, in Sägespäne eingewickelt. Pro Tag gab es 600 Gramm, das ist nicht viel bei der Nässe und zwei mal eine Suppe. Diese bestand aber mehr aus Wasser als aus anderen Zutaten. So erhielten wir im Herbst 1946 nur das Stück Brot und die Suppe bestand nur aus Wasser und Zuckerrübenblättern. Nicht einmal Salz gab es. Die Folge war, der Leichentransportwagen mußte noch öfter fahren.

In den Zellen mußte auch die Notdurft von allen Insassen auf einen Kübel in der Zelle verrichtet werden, dieser wurde dann von den Zelleninsassen täglich vor dem Nächtlichen Rundgang geleert. Bedingt durch die Wassersuppen gab es immer Durchfall, der Gestank war den ganzen Tag in der Zelle. Das kleine Fenster wurde nie geöffnet und vor dem Fenster war noch der Blendschutz angebracht. Das wir das alles ausgehalten haben, grenzt an ein Wunder. In der ersten Zeit gab es dafür kein Papier, nur einen kleinen Lappen, den wir täglich nach dem Waschen in dem wenigen Wasser wieder ausgespült haben. Später wurde die ehemalige Bibliothek ausgeräumt und die Seiten aus den Büchern konnten wir benutzen. Durch das Liegen auf den blanken Brettern hatten alle die Hüftknochen wund gelegen oder es bildete sich ein dicker Schorf. Später in Sibirien haben wir uns die Wattejacke untergelegt und mit der Jacke zugedeckt, hier in Bautzen hatten wir nichts. Dann aber gab es noch das Übelste was man sich denken kann, Läu-

se, Wanzen und Flöhe. Die haben uns mächtig zugesetzt. Dieses Ungeziefer sind wir nie los geworden. Es fehlte ja auch die entsprechende Hygiene, Zwar wurden wir aller zwei bis drei Wochen entlaust, dabei konnten wir gleichzeitig Baden gehen. Doch die Klamotten, die wir mittlerweile schon zwei Jahre auf dem Leib hatten, lösten sich durch das Entlausen und das ständige Tragen bei Tag und bei Nacht auf. Wir liefen herum wie die Lumpen. Schnürsenkel, Hosenträger und Gürtel hat man uns abgenommen, selbst Knöpfe, die aus Metall waren, wurden abgetrennt.

1947 im Februar wurden alle untersucht. Die noch am Kräftigsten waren wurden zusammengezogen, es gab etwas besseres Essen und wir wurden neu eingekleidet. Neu auch nicht, wir erhielten abgetragene deutsche Wintersachen der Wehrmacht. Anfang März 1947 mußten wir zum Bahnhof Bautzen marschieren und wir wurden sofort in bereitstehenden Waggonen verladen. Keiner wußte was mit uns geschah, keiner wußte wohin man uns bringt.

Sibirien!

Bis 1950 und darüber hinaus war Sibirien ein einziges großes Gefangenenlager. Neben den Kriegsgefangenen gab es die Interniertenlager und natürlich auch große Straflager der sowjetischen, also der eigenen Bevölkerung. Als wir in dem Lager ankamen, hat keiner mehr an Heimkehr gedacht. Erstens die unendliche Weite, wir sind tagelang durch Wälder und Steppe gefahren, ohne irgendwo ein menschliches Wesen oder etwas zu entdecken, wo man sagen könnte, hier war jemand. Nichts von dem, nur unendliche Weite und zum Teil meterhoher Schnee. Endlich, nach über 3 Wochen Fahrt, in geschlossenen Waggonen, immer 50 Mann in einem, ein kleiner Kanonenofen und einer Rinne nach draußen, für die Notdurft, das war die ganze Ausstattung. Unser Ziel hieß: PROKOPJEST. Eine Gegend voller Kohlengruben. Dort war auch unser erster Arbeitseinsatz. Das Lager und so auch jede Arbeitsstelle war mit Wachtürmen und mit Stacheldraht umzäunt, an Flucht war überhaupt nicht zu denken. Der erste Schacht, in dem wir einfuhren, war von deutschen Kriegsgefangenen 1914-18 geträuft worden. Die Hunte mit der Kohle und dem Abraum mußten noch Pferde ziehen. Pferde, die ihr ganzes Leben keine grüne Wiese und auch keine Sonne zu sehen bekamen. Sie blieben unter Tage, bis sie nicht mehr arbeiten konnten. In demselben Kübel, in dem die Kohle und der Abraum nach oben gefördert wurde, wurden auch die Menschen ein- und ausgefahren. Überall gab es starke Wassereintritte. Kaum unten angelangt, waren wir schon völlig durchnäßt. So mußten wir dann 8 Stunden arbeiten. Keiner von uns hatte Ahnung vom Bergbau. Einen großen Teil der einheimischen Arbeiter bildeten die verschleppten Wol-

gadeutschen. Sie wurden nach Sibirien verbannt, ohne je Hoffnung zu haben, ihre Heimat wieder zu sehen. Dann war da noch ein Teil der „freien Arbeiter“ in der Grube, die aus den von deutschen während des Krieges besetzten Gebieten stammte. Solche, die angeblich mit den deutschen Besatzern sympathisiert haben oder nicht bei den Partisanen waren oder diese nicht unterstützt haben. Deren Familien wurden von den Sowjets auseinander gerissen, die Eltern wurden getrennt und die Kinder kamen hunderte von Kilometern entfernt in ein anderes Gebiet von Sibirien. Schicksale, die uns nicht kalt ließen und unsere Hoffnung, die Heimat je wieder zu sehen auf den Nullpunkt sinken ließen. Nur unser eiserner Wille, „Wir müssen durchhalten!“, ließ uns das schwere Los ertragen. Diejenigen, die sich selbst aufgaben, waren in der riesigen Weite verloren. Und davon gab es leider viele. Was zählte hier schon ein Mensch? Nichts. Er ist nur ein Staubkorn in der menschenvernichtenden Unendlichkeit.

Sibirien, schon das Wort allein flößte allen Angst und Schrecken ein. Nun mußten wir es am eigenen Leib erleben. Ein unvorstellbar weites Land, riesig in seinen Ausmaßen. Man glaubt, hier ist die Welt zu Ende. Es hat landschaftlich auch Schönes zu bieten, es ist aber trotzdem so grausam hart und brutal. Mit Hitze, Schlamm, Mücken, die im Sommer in Millionen über alle Lebewesen herfallen, im Winter mit der unbarmherzigen Kälte, die alles erfrieren läßt. Hier bringt man uns hin, für so viele gute Kameraden und Freunde die letzte Station. Wer das nicht selbst gesehen und erlebt hat, der hat auch kaum die Vorstellungskraft und kann sich auch nicht in deren Lage versetzen. Einstmals große starke Männer, wie sie von der Ruhr dahin gerafft werden, sie kommen von der Latrine nicht mehr runter, sie fallen einfach in die Grube, aus. Niemand kann helfen, Medikamente gibt es nicht, nur Kohlsuppe und schwarzes Brot. Es ist furchtbar, das mit ansehen zu müssen.

Zur Latrine muß ich noch etwas sagen. In jeden Lager gab es nur eine davon, die befand sich immer am Rande des hohen Bretterzauns, der jedes Lager umgab. Ob bei 30 Grad Hitze oder bei 30 Grad und mehr Kälte, jeder mußte mindestens 2 mal in der Nacht dorthin. Grund war die Wassersuppe und das glitschige Brot. Wenn man im Winter bei der Kälte raus mußte, war an einschlafen nicht gleich zu denken. Denn es waren immer so an die 50 - 100 Meter zurückzulegen. Völlig durchfroren legten wir uns danach wieder auf die Holzpritsche. Früh 6.00 war Wecken, da war die Nacht vorbei und völlig kaputt mußten wir wieder zur Arbeit. Hinzufügen muß ich noch, es gab kein Papier, nur mit alten Fetzen konnten wir uns einigermaßen reinigen. Später, als mal Zement in Säcken auf die Baustellen geliefert wurde, haben wir das Papier dazu benützen können.

Dann die Arbeit. Die Normen sind hoch, und wer die 100 % nicht schafft, der erhält weniger Brot. Damit beginnt ein neuer Kreislauf. Wer weniger Brot erhält, der kann am nächsten Tag auch nicht die geforderte Norm von 100 % schaffen und fällt somit immer weiter in die unvermeidliche Tiefe. Das Ende ist ein namenloses Loch irgendwo in den Weiten Sibiriens. Ein Grausames System.

Bei 40 Grad minus pfeifen die Sirenen, dann darf niemand mehr im Freien arbeiten. Wir Gefangenen zählen nicht dazu. Am Lagertor hängt ein großes Thermometer, dort stehen die LKW, die die Arbeitskommandos zu den Arbeitsstellen fahren. Die Motoren werden bei den Temperaturen nicht abgestellt, die laufen Tag und Nacht. Mit dem Auspuff stehen sie am Thermometer, das zeigt 39 Grad an, also raus auf die Baustellen. In Wirklichkeit sind es tatsächlich 42 - 43 Grad. Bei diesen Temperaturen Bau einer Eisenbahnlinie auf freiem Feld. Der eisige Wind pfeift durch alle Löcher. Der Boden glashart gefroren! Nur mit Vorschlaghammer und Eisenkeilen kann man Stück für Stück losbrechen. In Filzstiefeln, Wattejacke und zerissenem Pelzmantel eine Hundearbeit. Wir müssen uns immer beobachten! Wenn einer eine weiße Stelle im Gesicht hat, das ist das Zeichen, das keine Durchblutung an der Stelle mehr vorhanden ist, und eine Erfrierung droht, dann hilft nur eins; Handschuhe aus und das Gesicht mit Schnee einreiben, solange, bis man wieder leben spürt und das Rot der Haut zu sehen ist. Die Erde ist bis 1,50 m tief gefroren. Sie splittert wie Glas, wenn wir sie mit unseren Eisenkeilen losbrechen. Wir sind auf freiem Feld. Oft kommt noch Schneesturm dazu. Kein Baum oder Gebüsch bietet etwas Schutz. Dazu die unbarmherzige Kälte, die meist im Laufe des Tages noch zunimmt und bis auf 50 Grad Minus fällt. Zurück ins Lager müssen wir oft laufen, weil die LKW nicht mehr durchkommen. Am Abend, total am Ende unserer Kräfte in der Baracke angekommen, müssen zuerst die Filzstiefel getrocknet werden. Wer das verpaßt oder sie nicht richtig trocken bekommt, der erfriert sich am folgenden Tag unweigerlich die Füße, und das geschieht oft. In der Baracke, wo immer zirka 100 Man untergebracht sind, schlafen wir dann im Gestank der Ausrüstungen, dem Mief der getrockneten Filzstiefel und vor Hunger ein. Am Morgen geht es wieder von vorne auf ein Neues los. Es ist fast unvorstellbar, was ein Mensch alles aushalten kann und hier besonders aushalten muß.

Sieben Jahre Hunger zu haben, nie satt zu essen, wer kann ermessen und nachfühlen? Sieben lange Jahre hinter Stacheldraht, hinter hohen Bretterzäunen, umgeben von Wachtürmen. Beim Marsch von und zur Arbeit immer mit Hunden umgeben und mit Bajonetten bedroht! Hier ist man kein Mensch mehr, nur noch ein Individuum, ein Arbeits-sklave.

An unser Lager angeschlossen ist ein japanisches Kriegsgefangenenlager. Ein ganzes Bataillon ist in der Mandschurei in Gefangenschaft geraten. Bei denen herrscht Zucht und Ordnung, so als wären sie in einer Kaserne. Die Offiziere sind nach wie vor die Vorgesetzten, deren Verpflegung war viel besser als unsere. Sie erhielten nach wie vor ihren Reis aus der Heimat, nur Brot ist von den Sowjets. Sie haben einen abgrundtiefen Haß auf den Feind. Das drückt sich besonders in ihren Arbeitsleistungen aus. Ihre Devise lautet: So wenig wie möglich für unseren Feind: Doch uns Deutschen helfen sie wo sie können. Im Schacht und auf anderen Baustellen haben wir mit deren Hilfe unsere geforderten 100 % immer erreicht und uns damit die volle Brotration gesichert. Durch ihre bessere Verpflegung waren sie kräftiger und ausdauernder als wir. Wir haben ihnen viel zu verdanken.

Wie in jedem Gefangenenlager mußte auch bei den Japanern ein Politoffizier von den eigenen Leuten gestellt werden. Scheinbar nur um der obligatorischen Pflicht nachzukommen, hat diese Funktion ein Offizier von ihnen übernommen. Was und wie er seine Funktion erfüllt und wahrgenommen hat, kann- von uns nicht beurteilt werden. Tatsache ist aber, als die Japaner entlassen wurden und nach Hause fuhren, hat dieser Offizier Harakiri, also Selbstmord mit seinem Säbel begangen. Wie uns die Japaner erzählten, hat er einen Zettel hinterlassen mit den Worten: „Er hat mit seiner politischen Tätigkeit seinen Tenno verraten und damit auch das Recht verloren, seine Heimat wieder zu sehen.“ Das ist so ein Beispiel von der moralischen Stärke, die sie uns gegenüber besaßen. Vorher hatten sie uns schon mitgeteilt, das die Sowjets ihren Kommandeur bei lebendigen Leib in einer Lokomotive verbrannt hätten. Daraufhin hat sich das gesamte Bataillon freiwillig zu den „Kamikazefliegern“ gemeldet. Durch ihre Gefangenschaft ist aber nichts aus ihren Vorhaben geworden.

Wir aber mußten weiterhin Sklavenarbeit in Sibirien verrichten» Ab 1948 durfte kein Deutscher mehr unter Tage im Schacht arbeiten. Warum, das kann ich nicht begründen. Also waren jetzt alle auf irgendeiner Baustelle, davon gab es ja viele. Wir haben Schulen und Wohnhäuser gebaut, auch im Winter bei minus 40 Grad! Da wurde in großen Kesseln Wasser heiß gemacht, der Sand kam auf große Bleche unter denen Feuer brannte und wurde auf diese Art heiß gemacht. Dann kam alles in den Betonmischer und von da in die Kalkkästen zum Maurer. Kalk gab es nicht, nur Sand und Zement. Nach 10 min. war auch der Kalkkasten gefroren. Der wurde daraufhin mit Hämmern ausgeschlagen und schon kam wieder neue Mischung hinein. Zwei Drittel wurde auf diese Weise weggeschmissen, das spielte keine Rolle, Hauptsache die Norm wurde erfüllt. Ein besonders krasses Beispiel will ich hier anführen, wie selbst die Russen zur Normerfüllung standen.

In einem kleinen Nebendorf gab es bisher noch keinen Strom, das sollte nun angeschlossen werden. Die sowjetischen Monteure erfüllten ihre Norm vorbildlich. Nach wenigen Tagen hatten alle Einwohner in ihren Hütten elektrisch Licht. Die Monteure hatten einfach die Lichtmasten in den Schnee gesteckt. Im Frühjahr fielen die Masten um und in den Hütten war es wieder finster. Nun mußten wir ran und die Masten richtig setzen. Etwas muß ich noch erwähnen, wenn wir von der Baustelle ins Lager zurück kamen und Hunger hatten wie die Wölfe, mußten wir uns mehrmals in der Woche einen Politvortrag anhören. Da gab es vom Nationalkomitee Freies Deutschland Funktionäre, die in vielen Lagern tätig waren und uns versuchten umzuschulen. Sie versuchten uns beizubringen, das die sowjetische Ideologie das Beste ist, was es auf der Welt gibt. Kaum einer ist auf deren Schwindel reingefallen. Wir erlebten es ja am eigenen Beispiel, wie gut alles ist. Wenn das das beste System sein soll was es gibt, wie soll dann das schlechte aussehen? Viel schlechter als uns und Millionen anderer Gefangenen in diesen gelobten Land, besonders in Sibirien, kann man Menschen erniedrigen. Bei klarem Wetter konnten wir in der Ferne das Altai-Gebirge sehen, die Grenze zwischen der Sowjetunion und China. Einige haben die Flucht gewagt. Sie haben sich in den Kohlenwagen mit Kohle zuschütten lassen, um so auf dem Schienenweg in die Freiheit zu gelangen. Keiner ist durchgekommen, alle wurden wieder geschnappt und zurück ins Lager gebracht. Aber wie. Sie waren schon halbtot geschlagen. Alle Lagerinsassen mußten dann eine Gasse bilden, jeder mußte einen Stock in der Hand halten und der oder die Flüchtlinge mußten dann durch diese Gasse laufen. Wehe dem, der nicht mit zuschlug, der mußte auch durch die Gasse laufen. Nun wußten wir auch, was Spießrutenlaufen ist! Nachdem sie durch die Gasse waren, mehr tot als lebendig, kamen sie in den Bunker, den haben die meisten nicht überlebt. Ein namenloses Loch irgendwo in Sibirien war deren Schicksal. Es gab zum Glück aber auch ab und an erfreuliches im Lagerleben. Unter uns befanden sich auch bekannte Persönlichkeiten, die in kultureller Hinsicht einiges zu bieten hatten. So wurden zum Beispiel Theateraufführungen geboten, ein bekannter Schauspieler konnte den Faust von Goethe vollständig aufsagen. Solche Momente sind hängen-geblieben, das war etwas besonderes im einerlei des Lagerlebens. An eine Begebenheit kann ich mich auch noch gut erinnern. Ein bekannter Sänger vom damaligen Reichssender der Köln sang abends oft auf dem Appellplatz das Lied aus dem Zarewitsch „Es steht ein Soldat am Wolgastrand.“ Das sang er so gut und so inbrünstig, das alle herum still standen und der Melodie lauschten. Selbst die Wachposten auf den Wachtürmen legten die Maschinenpistole beiseite, beugten sich vor um besser hören zu können. Immer wenn das Wetter günstig war, warteten schon alle darauf, das er wieder sein Lied, (nun schon

unser Lied) singt. Es war ergreifend. Danach mußten wir wieder in unsere Erdbunker und die Wirklichkeit hatte uns wieder. Diese Unterkünfte muß ich mal beschreiben. Sie sind typisch in Sibirien. Von außen kaum auszumachen. Ein 2 Meter tiefes Loch wird mit Holzbalken ausgeschlagen, darüber ein Dach aus dem gleichen Material was dann fast mit der Erdoberfläche abschließt und fertig ist die Unterkunft. Sie hat einige Vorteile, im Winter kann die Kälte nicht so eindringen und im Sommer ist es verhältnismäßig kühl. Nachteilig ist es bei der Schneeschmelze und bei starken Regenfällen. Da läuft das Wasser ungehindert rein und alles steht unter Wasser. Der andere Nachteil: die vielen Ratten. Weiß der Teufel wo die herkommen, die gab es in großer Zahl. Aber auch die haben wir überlebt. Mehrmals mußten wir die Lager wechseln, weil in einem anderen Gebiet wieder Arbeitskräfte gebraucht wurden. Auf diese Weise haben wir rund um Krasnojarsk im Umkreis von über hundert Kilometern die Gegend kennengelernt. Leider nur immer hinter hohen Bretterzäunen und Stacheldraht. Hatte man mal gute Freunde kennen gelernt, wurden wir wieder auseinander gerissen. Das war das traurige an der Sache. Es ist kaum zu glauben, doch es ist erstaunlich, was ein Mensch für Fähigkeiten entwickelt, wenn er in der Not heraus etwas schaffen muß. Alle haben sich dort mehr oder weniger zu mehreren Berufen entwickelt. Ob das im Schacht war oder als Maurer oder Zimmermann alle haben ihr bestes gegeben und alles, was wir gebaut haben, konnte sich sehen lassen. Selbst die Russen waren erstaunt über die gute und saubere Arbeit. Wir mußten so, ob wir wollten oder nicht. Die tägliche Brotration hing davon ab. Der Höhepunkt im Lagerdasein war immer die monatliche Postausgabe. Jeden Monat durften wir eine Kriegsgefangenen Karte mit 25 Wörtern nach Hause schicken. Die Antwortkarte, die daran hing, konnten wir wieder erhalten. Schicksale konnte man da erleben, furchtbar. Einige wußten überhaupt nicht, wo ihre Angehörigen geblieben sind, andere wieder erhielten von ihrer Frau als Antwort: Sie gibt die Hoffnung auf, ihn jemals wieder zu sehen: Sie kann nicht länger warten und hat sich einen neuen Freund genommen. Wie diese Männer gelitten haben war furchtbar mit ansehen zu müssen. Einige davon haben sich auch das Leben genommen. 1949 war Konrad Adenauer im Kreml. Durch seine intensiven Verhandlungen wurde festgesetzt, das bis 1950 alle deutschen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion in die Heimat zurückkehren. Wir haben davon erst viel später erfahren. Wir hatten weder ein Radio noch eine Zeitung. Nur was die Politoffiziere uns erzählten, mußten wir glauben. Wir glaubten denen aber nichts mehr. Wir wurden schon zu viel und zu oft von ihnen betrogen. Ein solcher Offizier brachte es fertig, auf den Lagerplatz uns zuzurufen: „Die Heimat will Euch gar nicht mehr, ihr müßt hier bleiben.“ Da ging natürlich ein Sturm der Empörung los, es gab aber auch weiche, die an

seine Worte glaubten und sich damit abzufinden versuchten, in dieser verdammten Einöde zu bleiben. Zum Glück sollten sie aber nicht Recht behalten. Im Sommer 1950 war es dann soweit. Ringsum die Kriegsgefangenenlager waren zum größten Teil schon geräumt und nun sollten wir dran kommen. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was für eine Freude im Lager herrschte, alle waren in Aufbruchstimmung. Wir wurden alle mit Namen aufgerufen und wurden neu eingekleidet, mit einer Schlosserhose und Wattejacke. Nun ging es los. Alle an die Bahnlinie! Dort stand schon ein Zug mit Waggons, die mit Pritschen ausgerüstet waren. Immer 50 Mann in einem Waggon und los ging es. Das Bemerkenswerteste war und für uns völlig ungewohnt, die Türen blieben offen! Jahrelang waren wir mit starker Bewachung umgeben gewesen, nun auf einmal kein Posten, nichts. Wir fühlten uns schon völlig frei. Nach einigen Tagen kamen wir in Brest an. Alles aussteigen und ins dortige Lager. Das war das Durchgangslager, durch das jeder, der in Gefangenschaft war, durch mußte. Es lag direkt gegenüber dem Bahnhof. Die alte Besatzung, alles Kriegsgefangene, wurden entlassen und fuhren nach Hause. Wir mußten nun das Lager übernehmen. Uns sagte man, wir müssen nur solange im Lager bleiben, bis die Regierung der DDR Waggons schickt um uns heim zu holen. Das leuchtete uns ein und wir warteten jeden Tag, das deutsche Waggons kommen. Wir glaubten uns schon zu Hause, nun sitzen wir hier fest. Endlich, nach 2 Wochen sahen wir es. Auf dem Bahnhof stehen deutsche Waggons! Am Mittag alles antreten. Alle wurden nochmals gründlich gefilzt und dann wurde nach dem russischen Alphabet aufgerufen. Die Aufgerufenen marschierten zum Bahnhof und alle warteten darauf, auch aufgerufen zu werden. Das ging so bis zum Buchstaben S. Auf einmal hörte der Vorlesende auf und sagte, die Waggons sind voll, die DDR hat nicht mehr geschickt. Das war wie ein KO-Schlag für die, die den blöden Buchstaben S als Anfang des Familiennamens hatten. Wir standen wie angewurzelt auf dem Appellplatz und konnten nicht glauben, was da geschah. Wir sahen die Kameraden abfahren, sie winkten uns zu und wir standen wie versteinert da. Keiner konnte glauben, was eben geschehen war. Etwa 200 Männer mit den letzten Buchstaben im Alphabet standen da weiterhin auf sowjetischen Boden und die anderen fuhren in Richtung Heimat. Am nächsten Morgen hatte uns der Alltag wieder. Wir wurden in Arbeitskolonnen aufgeteilt und mußten im Brester Bahnhof alle Güter die aus der DDR nach Rußland kamen und die Güter, die von hier nach der Zone verschickt werden, umladen. Ich glaube sämtliche Schulbücher, die es in der Sowjetunion gab, wurden in Leipzig gedruckt. Waggonweise haben wir die umgeladen. Die Russen haben eine andere Spurweite, deshalb mußte alles was aus dem Westen kam umgeladen werden. Nach Eisenhüttenstadt gingen Eisenbarren, 60 Tonnen waren auf einen Waggon, davon mußten

je 4 Mann 4 deutsche Waggon mit je 15 Tonnen beladen, eine Knochenarbeit. Alles mit der Hand. Jeder Barren wog so an die 20 - 30 Kilo. Wir haben immer wieder in jeden Waggon Briefe unter das Eisen gelegt, in der Hoffnung, das in Eisenhüttenstadt welche gefunden werden. Und tatsächlich viele sind entdeckt worden und an Adressen geschickt worden. Zuerst natürlich an unsere Angehörigen, aber auch ans Internationale Rote Kreuz, an den Bundestag, an den Papst und viele andere. Später haben wir erfahren, das ein Brief von uns auch im Bundestag verlesen wurde. Seit wir in Brest waren, erhielten wir auch das „Neue Deutschland“ die Parteizeitung der SED. Allerdings immer erst 3 - 4 Wochen später. Aber so erfuhren wir etwas aus Deutschland. Die schockierendste Nachricht für uns war folgende Meldung in der Zeitung: „Die letzten Deutschen sind 1950 aus der Sowjetunion heimgekehrt. Es befinden sich nur noch 14 Kranke und 25 zu untersuchende Fälle in der Sowjetunion!“ Wir allein waren über 200 Männer, und im Nebenlager befanden sich noch über 300 deutsche Frauen, alle aus Pommern und Ostpreußen, die 1945 von den Russen überrollt wurden und ebenfalls nach Sibirien deportiert wurden. Was die armen Frauen alles durchmachen mußten ist unbeschreiblich. Nur weil sie Deutsche waren, hat man sie mitgenommen. So haben wir dort schon erkannt, wie dieses Organ der SED lügt. Auf Grund dieser Meldung haben wir beschlossen, nicht zur Arbeit zu gehen. Was das in der Sowjetunion bedeutet, könnt ihr euch gar nicht vorstellen. Streik, das kann und darf es in einem Arbeiter- und Bauern- Staat nicht geben. Am nächsten Morgen sind alle auf den Lagerplatz angetreten, keiner hat das Frühstück angerührt und keiner bewegte sich zum Lagertor um zur Arbeit zu gehen. Zuerst kam der Lagerkommandant und befahl uns zur Arbeit zugehen. Keiner ging. Wir hielten ihm das „Neue Deutschland“ hin und wollten wissen, was mit uns geschehen sollte. Wir waren weder Kranke noch zu untersuchende Fälle. Keine Antwort. Er ging und hat die Stadtkommandantur alarmiert. Nun ging es erst richtig los. Unser Lager wurde von der Brester Garnison umstellt, alle mit schußbereiten Maschinenpistolen. Dann kam der Stadtkommandant und einige hohe Offiziere und wollten wissen, wer den Streik angezettelt hat. Keiner meldete sich. Hätte in der Situation einer einen gemeldet, wäre derjenige sofort Verurteilt worden. Dann wurde erst mal Essen gebracht. So etwas hatten wir die ganzen Jahre nicht gehabt, mit Fleisch und Brot. Keiner rührte etwas an. Scheinbar wußten sie jetzt selbst nicht mehr was sie tun sollten. Nach einiger Zeit brachte man zwei große Tische mit roten Tuch. Wir wurden namentlich aufgerufen und mußten einzeln vortreten. An jeden ging die Frage: „Willst du arbeiten?“ Wer mit: „Nein“ antwortete bekam als Antwort: „25 Jahre!“ So wurden wir alle nacheinander zu 25 Jahren verurteilt. Wie uns danach zu Mute war, das kann ich hier nicht beschreiben. Mit unserer Ge-

schlossenheit hatten sie nicht gerechnet. Nach einigen Stunden kamen sie wieder und sagten, das das nur Scheinurteile waren. Wir bleiben weiterhin Internierte. Sie wiesen alle Schuld von sich und erklärten, Schuld sei die Regierung der DDR, sie hätten zu wenig Waggons geschickt, sonst wären wir schon zu Hause. Auf die Frage, was nun mit uns wird, keine Antwort. Inzwischen hatten sie auch mitbekommen, das wir viele Briefe in die Waggons geschmuggelt haben. Am nächsten Tag mußten wir alles packen und das gesamte Lager wurde verlegt nach Minsk. Statt westwärts ging es wieder nach Osten. Etwas Außergewöhnliches muß ich hier noch erwähnen. Der letzte Kriegsgefangenen-transport, der von Brest bis Frankfurt an der Oder fuhr, hielt dort und alle mußten auf ihre Papiere warten. Man sagte Ihnen, wer in der Nähe wohnt, kann schon mal nach Hause fahren und in 2 oder 3 Tagen wiederkommen, um sich die Papiere zu holen. Die waren wichtig, damals gab es noch Lebensmittelkarten und ohne Papiere keine Karten. Einige waren schon zu Hause und nach 3 Tagen kamen sie zurück, um sich die Papiere zu holen. Auf der Kommandantur sagte man ihnen, erst müssen sie den Zug sauber machen. Als die drei auf dem Bahnhof am Zug mit dem sie heimgekommen sind ankamen, mußten sie in einen Waggon einsteigen, die Tür ging zu und der Zug setzte sich in Bewegung Richtung Brest. Nach einigen Tagen kamen sie wieder in dem Lager an, in dem sie entlassen wurden, und blieben bei uns bis zum Schluß. Keiner konnte verstehen, was mit denen geschehen ist. So ist die russische Mentalität. In Minsk kamen wir in das Generalslager, wo ausschließlich deutsche Generäle in Gefangenschaft waren. Wie wir erfahren haben, sind viele von ihnen am Galgen hingerichtet worden. Das Lager war besser ausgestattet als die gewöhnlichen Kriegsgefangenenlager. Die Generäle durften auch nicht arbeiten. Wir aber mußten auf die Baustelle, dort sollte das größte Kugellagerwerk der Welt entstehen. Die Stahlträger waren schon gesetzt. Wir Jugendlichen mußten daher in 12 Meter Höhe 2 Meter lange und 0,5 Meter breite Betonplatten als Dach verlegen. Ich kann euch sagen, zuerst haben uns allen die Knie gezittert, auf den 0,30 Meter breiten Stahlträgern entlang zu laufen. Unter uns wurde auch gearbeitet und wir in 12 Meter Höhe! Aber nach einiger Zeit sind wir auf den Trägern herumgeturnt wie die Affen. Die Platten kamen mit dem Aufzug hoch, dann packten zwei Mann die Platte und luden sie auf eine Schubkarre, damit fuhren wir dann etwa 50 Meter bis zu den Verlegern. Keine einfache Arbeit. Zum Glück ist aber niemand abgestürzt. In Minsk haben wir ausschließlich auf dem Bau gearbeitet, auf Baustellen, wo auch einheimische Gefangene arbeiteten. Natürlich waren auch hier die Baustellen mit hohen Bretterzäunen und mit Stacheldraht umgeben. Die Russen kamen aus dem hiesigen Gefängnis und hatten alle 10 - 12 Jahre Zwangsarbeit zu leisten, oft wegen geringen Vergehen. Wenn einer

zum Beispiel beim Kartoffelstehlen erwischt wurde, gab es mindestens 5 Jahre, wenn einer einen tötet, ebenfalls 5 Jahre. Bei Diebstahl von Volkseigentum, es war ja alles volkseigen, war die Strafe im Vergleich zum Totschlag gewaltig. Wir sind aber mit den Gefangenen kaum in Berührung gekommen, die Bewachung war sehr streng. Zum Glück waren wir nicht lange in dem Lager. Wieder mal mußten wir unsere Sachen packen und marschierten zum Bahnhof. In uns keimte die Hoffnung, jetzt geht es zurück nach Brest und dann nach Hause. Es war leider nur ein Traum. Denn das was nun kam, war fast schlimmer als Sibirien. Immer zu 50 Mann wurden wir in die bekannten Viehwaggons gepfercht, mit Trockenbrot für 3 Tage, einem Kessel Wasser versorgt und abging die Fahrt. Wohin, niemand wußte es. Wir wurden aufs Schärfste bewacht, den Posten hatte man erzählt, wir sind alle Schwerverbrecher und bei jeglichem Fluchtversuch sofort zu erschießen. Es war Sommer und die Sonne knallte auf das Waggondach, kein Fenster, kein Luftzug, wir sind bald erstickt und dazu noch Trockenbrot. Es war die Hölle. Wir hatten alle Hunger, konnten aber das Trockenbrot nicht essen vor Durst. Hunger kann man lange ertragen, Durst aber nicht. Nach 3 Tagen kamen wir endlich an. Wo wußten wir in Moment aber nicht. Wir waren im Süden und die Sonne brannte uns den letzten Tropfen aus dem Leib. Wir mußten durch zwei Dörfer marschieren, die Frauen, die uns Jammergestalten sahen, wollten uns Wasser geben, doch die Posten schlugen es den Frauen aus den Händen. Endlich, nach langen Marsch, viel weiter wären wir sowieso nicht mehr gekommen, waren wir im Lager angekommen. Das erste war, zum Brunnen laufen und trinken, trinken. Es ist kaum zu glauben, doch als Abends die Küche für uns Suppe kochen wollte, gab es kein Wasser mehr. Den Brunnen hatten wir leer getrunken. Erst am nächsten Morgen gab es endlich die Suppe. Inzwischen wußten wir auch, wo wir uns befanden, in der Kalmückensteppe, irgendwo zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer. Vom Kaspischen Meer wehte ständig ein Wind, der viel Salz mitbrachte. Jedenfalls konnten wir nicht ohne Hemd, es war sehr heiß, arbeiten, dann war die Haut in kurzer Zeit ganz weiß vom Salz. Mitten in der Steppe mußten wir einige Häuser bauen, was und wer in dieser Einöde dann mal leben wird, war uns ein Rätsel. Nach ein paar Monaten war auch dieser Spuk vorbei und wir konnten wieder packen und zurück zum Bahnhof laufen, aber immer noch aufs Schärfste bewacht, eben wie Schwerverbrecher. Die Rückfahrt war besser als die Hinfahrt. Endstation war diesmal Kiew. Hier kamen wir außerhalb der Stadt Kiew in ein Waldlager. Wie uns mitgeteilt wurde, sollten wir hier ein Sanatorium für die Kremlprominenz bauen. Sofort hörte auch die strenge Bewachung auf, mit nur einen Posten marschierten wir zur Arbeit und wieder zurück. Die Baustelle war natürlich auch mit Wachtürmen und Stacheldraht umzäunt, doch

daran hatten wir uns inzwischen schon gewöhnt. Doch das Lagerleben war erträglicher geworden. Der russische Lagerkommandant war ein Jude aus Wien, ich glaube, der sprach besser deutsch mit dem Wiener Akzent als Russisch. Jedenfalls konnten wir uns über ihn nicht beschweren.

Eine Episode will ich hier dazu anführen. Es war Weihnachten 1951.

(Feiertage in dem Sinne gab es für uns keine. Weihnachten, das gab es für die Russen sowieso nicht, die feiern erst im Januar, oder der 1. Mai oder die Oktoberrevolution oder gar Stalins Geburtstag, da mußten wir immer raus zur Arbeit um Sonderschichten zu machen. Die Produktion wurde dann "Väterchen Stalin" zum Geburtstag geschenkt. Erst seit 1950 gab es einen arbeitsfreien Tag.)

Wir hatten uns etwas Brot aufgespart und wollten uns Weihnachten mal satt essen. Dazu hatten wir uns in unserer Baracke zusammengesetzt und haben unsere deutschen Weihnachtslieder gesungen. Auf einmal geht die Tür auf und der Lagerkommandant steht in der Tür. Normalerweise müßten wir aufspringen und Meldung machen, er winkte ab und sagte, das wir weitersingen sollten, er möchte so gern wieder mal deutsche Weihnachtslieder hören! Er setzte sich zu uns und sang mit. Wir waren alle erstaunt. Wenn er sonst mal ins Lager kam, wurde er immer von 2 Soldaten mit Maschinengewehren begleitet, heute kam er ganz allein. Weihnachten, das war für uns ein Tag wie jeder andere. Ein Arbeitstag. Da gab es kein besseres Essen oder irgendeine andere Aufmerksamkeit, nichts. Nur in Gedanken hing jeder, ohne Ausnahme, mehr an der Heimat, seinen Angehörigen und natürlich auch am guten Essen. Wenn man Hunger hat, denkt man fast nur ans Essen. Durch die gute Kameradschaft und auch durch die Arbeit wurden wir von den trübsinnigen Gedanken immer wieder befreit. Aber solche Momente bleiben im Gedächtnis haften.

Inzwischen ging die Arbeit auf unserer Baustelle zügig voran. Unter uns Gefangenen war ein Bauingenieur, der hatte die gesamte Leitung voll im Griff. Zwei russische Bauingenieure, die waren gerade von der Schule gekommen, kamen mit dem riesigen Bau überhaupt nicht klar. Eine Episode muß ich noch erzählen. Als Bewachung kamen auf einmal neue Rekruten an, aus Usbekistan. Die sprachen kein Russisch und so konnten sie sich mit ihren Vorgesetzten überhaupt nicht verständigen. Unter uns Gefangenen waren auch Rußlanddeutsche, die deren Sprache verstanden und die mußten nun bei unseren Bewachern zwischen den Offizieren und Soldaten dolmetschen. Eine obskure Angelegenheit. Das Schönste für uns war, die neuen Rekruten konnten überhaupt nicht im Gleichschritt marschieren, die begriffen das einfach nicht, also mußten wir Gefangene antreten, im Gleichschritt marschieren und die bekannten Soldatenlieder singen. Das war ja für

uns nichts neues, die Rekruten mit den Offizieren mußten zusehen. Jeder von uns gab sich dabei besondere Mühe und alles klappte hervorragend. Nachdem wir einige mal den Lagerplatz auf und ab marschiert waren, konnten wir wegtreten. Die Soldaten verließen das Lager und mußten nun außerhalb bei ihrer Unterkunft marschieren lernen. Wir konnten das gut beobachten. Stundenlang haben sie immer wieder geübt. Wochenlang, es hat nie richtig geklappt. Auf der Baustelle ging die Arbeit zügig voran. Wir haben so schnell gearbeitet, das die Russen mit dem Nachschub nicht nachkamen. Dank unseres erfahrenen Bauleiters brauchte nichts weggerissen oder verändert werden. Das war sonst bei russischer Leitung an der Tagesordnung. Ob durch unsere gute Arbeit oder durch den Lagerkommandanten, jedenfalls wurde die Verpflegung besser, wir hatten nicht mehr den großen Hunger, richtig satt geworden sind wir aber nie. Um das bloß zu verdeutlichen, die gesamten Jahre meiner Gefangenschaft gab es nicht einmal Butter, Käse oder Marmelade aufs Brot. Immer nur Suppe oder Kasch, das ist ein dicker Hirsebrei, und Schwarzbrot. Die Einheimischen kannten auch keine Butter. Die aßen zum Brot Speck, Zwiebeln oder Knoblauch. Für unsere Arbeit erhielten wir seit einiger Zeit auch Rubel. Für unsere Unterkunft mußten wir bezahlen, ebenso für Wasser und Strom. 450 Rubel wurde jeden Monat als Reparationsleistung abgezogen, der Rest sollte ausgezahlt werden, aber nicht mehr als 150 Rubel pro Mann. Dafür bekamen wir auf dem Schwarzmarkt, woanders konnten wir nicht einkaufen, gerade mal eineinhalb Brot. Wie selig waren wir, wenn wir zusätzlich zu unserer Tagesration ein halbes Brot verzehren konnten. Nichts hat jemals besser geschmeckt als dieses zusätzliche Brot. Der Winter mit seiner Kälte und das Frühjahr mit Schlamm und Dreck waren fast vorbei, als im April 1952 die Nachricht kam, wir werden entlassen! Endlich sollte es doch noch wahr werden. Wir haben unser Werkzeug weggeschmissen und sind vor Freude wie die kleinen Kinder rumgesprungen. Wir mußten sofort ins Lager zurück, alles zusammenpacken und schon ging es ab nach Minsk. Dort kamen wir in ein großes Lager. Da waren Polen, Rumänen, Bulgaren, Spanier, Finnen, Japaner, Franzosen, Italiener und nun wir Deutsche. Ein irres Völkergemisch. Das „Neue Deutschland“ hatte geschrieben, es gibt keine Gefangene mehr in der SU und nun dies? Unsere Hoffnungen schwanden wieder auf den Nullpunkt. Doch es tat sich was. Am nächsten Tag mußten alle antreten, jede Nation für sich und einer nach dem anderen wurde entlassen und erhielt seine Papiere. Nur bei uns Deutschen tat sich nichts. Wir waren nun die letzten im Lager und von Tag zu Tag schwanden unsere Hoffnungen. Nach mehr als 10 Tagen mußten auch wir antreten, wurden namentlich vorgelesen und konnten zum Bahnhof marschieren.

Einige wurden nicht vorgelesen und mußten wieder mal stehen bleiben. Wie wir erst später erfahren haben, sind die restlichen erst 1955 zurückgekehrt. Warum und weshalb, keiner weiß es. Das war wieder ein schmerzlicher Abschied für die, die dableiben mußten. Wir hatten das ja alles selbst schon einmal erlebt.

Für uns ging die Fahrt wieder bis Brest in das Lager, das wir gut kannten. Schon am nächsten Tag ging es zum Bahnhof, wo deutsche Waggonen standen. Wir wurden noch mal kräftig gefilzt, was ja nichts neues mehr für uns war, kein Schriftstück, keine Notiz von den Lagern oder von Kameraden, alles wurde weggenommen. Nun waren wir frei! Ohne Posten, ohne Bewachung ging die Fahrt durch Polen. Nach endlos langer Zeit sahen wir die Oder! Der jetzige Grenzfluß zwischen Polen und Deutschland und dann kam Frankfurt an der Oder! Wir waren wieder in Deutschland. Aber das Deutschland was wir kannten, gab es nicht mehr. Alles für uns war fremd und neu. Als wir in Frankfurt auf dem Bahnhof einfuhren haben wir alle vor Freude gesungen, der gesamte Bahnhof war voller Menschen, die uns freudig begrüßten. Doch sofort wurde das Bahnhofsgelände von der damals blauen Polizei abgesperrt, wir durften nicht aus unseren Waggonen aussteigen. Viele Frauen kamen mit Bildern von ihren Männern an den Zug heran, fragten, ob wir welche davon kannten. Leider konnten wir keine Auskunft geben, Tausende sind ja unbekannt irgendwo in diesen Riesenland verscharrt worden, keiner weiß mehr wo und auch nicht wer sie waren. Nach kurzen Aufenthalt ging unsere Fahrt weiter nach Bischofswerda ins dortige Quarantänelager. Zeitgleich mit uns kamen auch die deutschen Frauen an, die auch wie wir sieben Jahre unschuldig in sowjetischer Gefangenschaft waren. In Bischofswerda sollten wir 10 Tage in Quarantäne bleiben. Es war 3 Tage vor Pfingsten, alle wollten nur noch nach Hause. Wir haben solange gemeutert, bis man uns den Entlassungsschein gab, dazu 60 Mark als Entlassungsgeld und eine Fahrkarte in den jeweiligen Heimatort. Schubert Heinz, Grigoleit Günther und ich, wir hatten es nicht weit bis nach Hause, notfalls wären wir auch gelaufen. Nur weg hier ging allen durch den Kopf. Viele mußten in die damalige Westzone, keiner hatte eine Ahnung wie die Züge fahren. Auf dem Bahnhof gab es noch ein letztes Abschied nehmen und dann fuhr jeder in eine andere Richtung, Richtung Heimat.

Nach knapp einer Stunde sah ich schon mein Heimatdorf Oppach liegen. Ich mußte bis Neusalza-Spremberg fahren, Oppach hat keinen Bahnhof. Nach dem Aussteigen, ich fiel sofort allen Leuten auf: Im Sommer ich mit meiner Wattejacke, Schlosserhose und Holzkoffer. Die Leute kamen auf mich zu und wollten wissen, wo ich herkäme. Zu meinem Glück stand ein Oppacher Spediteur mit seinen LKW vor dem Bahnhof. Der erkannte mich und bot mir sofort an, mich nach Hause zu fahren. Wir fuhren durch mein Heimat-

dorf. Einiges hatte sich verändert. Dann kam der Lindenberg und mein Elternhaus. Meine Eltern und meine Tante Gertrud erwarteten mich schon. Nach der herzlichen Begrüßung, ich konnte es immer noch nicht fassen, zu Hause zu sein, bin ich am Tisch zusammengesunken und habe bitterlich geweint. Es kam so spontan über mich, ich konnte es nicht aufhalten. Die ganzen langen Jahre hab ich nicht ein einziges mal geweint, auch nicht bei den Folterungen, es ging einfach nicht. Zu Hause wich der ganze Druck von mir weg und die Tränen waren nicht mehr aufzuhalten. Danach mußte ich erst mal viel erzählen, immer wieder wurde Essen aufgetischt, jetzt konnte ich mich mal richtig satt essen. Dann kamen alle Nachbarn und bestaunten mich wie das siebente Weltwunder. Denn das sie mich jemals wieder sehen würden, daran hatte kaum einer geglaubt. Aus allen umliegenden Dörfern kamen die nächsten Tage Frauen mit Namen und Bildern von ihren Männern und wollten wissen, ob ich einen davon kannte. Leider mußte ich allen negative Antworten geben.

Wie schon gesagt, Pfingstsonnabend bin ich nach Hause gekommen und Pfingstsonntag war auf dem Bieleboh Frühkonzert. Alle meine Nachbarjungs gingen dahin und wollten mich unbedingt mitnehmen, ich wollte aber nicht in meiner Schlosserhose und mit hohen Schuhen mitgehen. Sie ließen aber keine Ruhe und gaben mir ein paar Filzlataschen. Alle gingen mit mir, alle natürlich auch in Filzlataschen, zum Frühkonzert. Das war so eine spontane, freundschaftliche Geste, die ich nie vergessen werde. Ich muß noch erwähnen, mit 16 Jahren bin ich von zu Hause weg und nun war ich 23 Jahre alt. War größer geworden und die wenigen Sachen die ich besaß paßten mir alle nicht mehr. Ich besaß also nur die Schlosserhose, ein paar hohe Lederschuhe und die Wattejacke. Meine Eltern waren beide Rentner; meine Mutter dazu noch schwerkrank. Ich konnte von ihnen nichts bekommen. Meine Verwandten haben mich unterstützt wo sie nur konnten. Aber ich mußte mir alles neu kaufen.

Damals 1952 gab es noch Bezugscheine für Textilien. Ich bin also zum Gemeindeamt und bat um einen Bezugsschein für einen Anzug. Die Antwort war niederschmetternd: „Du bist ein Kriegsverbrecher und für die gibt es keinen Bezugschein.“ So war ich schon von Anfang an gezeichnet. Ich mußte schnell Arbeit finden um Geld zu verdienen. In Neusalza-Spremberg suchten sie Traktoristen. Ich wurde gleich angenommen und mußte zuerst einen Lehrgang mitmachen, den ich mit „Sehr gut“ bestand. Es gab zu der Zeit wenig Traktoren. Ich erhielt eine alte Lanz 35 und bin fast Tag und Nacht gefahren. Die damaligen Neubauern hatten alle kein Zugvieh, die Ernte stand vor der Tür und alle waren auf uns Traktoristen angewiesen. Ich hatte Arbeit, verdiente Geld und zu Essen gab es bei den Bauern auch.

Durch einen Tipp von einem Bekannten habe ich dort gekündigt und als Lehrling in der Gießerei Beiersdorf in der Formerei angefangen. Dort habe ich 37 Jahre, bis zu meinem Rentenalter, gearbeitet. Ich habe ganz klein angefangen, mich im Laufe der Jahre qualifiziert und konnte sämtliche Arbeiten verrichten, die in der Formerei anfielen. Ich wurde als Vertrauensmann gewählt und war in der Gewerkschaft sehr aktiv. Ich war aber nie in der Partei oder der Kampfgruppe.

Das war meine Jugend. Mit 16 Jahren die Verhaftung, mit 23 Jahren zurück ins eigentliche Leben. Für das was ich und viele meiner gleichaltrigen Kameraden durchmachen mußten, nur weil wir Anhänger einer damaligen Ideologie waren, sind wir sehr, sehr hart bestraft worden.